

Bescheidenes und dauerhaftes Entsetzen

– Zum sechzigsten Geburtstag von Günter Eich. –

Wer nach 1945 von der deutschen Lyrik eine Antwort auf die Katastrophe, Erschütterung und Wandlung gar erwartete, wurde enttäuscht. Da war weit und breit nur behäbige Mittelmäßigkeit, die sich bei Fauna und Flora so wohl fühlte wie die Jahre zuvor auch schon. Die Gedichtbände, die herauskamen, trugen so sinnige Titel wie *Die Silberdistelklause*, *Alten Mannes Sommer*, *Die Herberge*, *Mittagswein*, *Irdisches Geleit* oder *Die heile Welt*, und in ihnen reimte sich, als wäre nichts gewesen, auf „heute“ immer noch „Geläute“.

Ungerührt propagierte der Starkritiker jener Jahre, Hans Egon Holthusen, eine Lyrik, die sich „gegen die aufreibenden Tendenzen des geschichtlichen Prozesses verwahrt“, eine Lyrik der „holden Abseitigkeit“. Es war damals eigentlich nur ein einziger Autor, der den reaktionären Regelkanon durchbrach: Günter Eich. In seinen Gedichten erschien der Mensch, wie er tatsächlich war, nämlich ohne gültigen Grund unter den Füßen und bar aller weltanschaulichen oder „geistigen“ Immobilien. Ganz selbstverständlich reimte sich bei Eich auf Hölderlin Urin. Das war in dem Gedicht „Latrine“, das prompt als blasphemisch attackiert wurde, als wäre nicht die Geschichte selbst blasphemisch, die es ermöglichte; schließlich wurde dieses Gedicht in der eisigen Einsamkeit des Gefangenenlagers konzipiert, wo der Dichter sogar noch den „Geruch von Latrine und Chlor“ als „Gruß der Welt“ empfand.

In dieser Situation machte Eich das einzig ihr Angemessene, er machte „Inventur“, addierte die Restbestände

*Dies ist meine Mütze,
dies ist mein Mantel,
hier mein Rasierzeug
im Beutel aus Leinen.*

*Konservenbüchse:
Mein Teller, mein Becher,
ich hab in das Weißblech
den Namen geritzt*

Wohl wissend, dass das falsche Bewusstsein noch nicht aufgehoben war bzw. sich schon wieder etabliert hatte, schloss Eich sein Gedicht „An die Lerche“ (überm Gefangenenlager) mit dem programmatischen Satz:

*Oh, sing uns keinen falschen Schlummertröst,
sei uns Prophet und sing die kalte Zukunft,
die jubelnde!*

Nicht nur Eichs Lyrik, vor allem auch seine Hörspiele, die ihn berühmt machten, artikulieren bis heute den Protest gegen eine Welt des Weiterfälschens und Weitervergessens. Symptomatisch dafür mag die Szenenfolge „Fis mit Obertönen“ sein, in der ein immer gleich lauter, durchdringender Ton Unternehmer, Politiker, Eheleute aus ihrem Scheinleben aufschreckt. Kaum aber ist der Ton nicht mehr zu hören, ist alles wie zuvor. Das letzte Wort haben in diesem Hörspiel ein Reporter und ein Prediger im Hydepark;

Prediger: „Der Ton hat *nicht* aufgehört, mein Herr.“ Reporter: „Wie? Entschuldigen Sie: Hören Sie ihn noch?“ Prediger: „Nein. Aber die Ohren haben sich daran gewöhnt. Ein Ton, der dauernd und unverändert da ist, wird zuletzt nicht mehr wahrgenommen...“ Reporter: „Das ist in der Tat eine originelle Ansicht. Ich bin Ihnen sehr dankbar. Der Ton hat nicht aufgehört, das ist gut. Das gibt meinem Artikel eine ganz besondere Note.“ Prediger: „Und sonst ziehen Sie keinen Schluß daraus?“ Reporter: „Ich? Was sollte ich für

einen Schluß daraus ziehen?“

Eichs ganzes Werk lässt sich interpretieren als Suche nach dem verklungenen Ton, der die Umkehr meint. Irgendwann einmal trifft alle Figuren Eichs dieser Ton und reißt sie aus ihrer Lethargie, stellt ihr Leben in Frage, bis sie sich zum Absprung aus der Gewohnheit entschließen (wobei es übrigens kein Zufall ist, dass es sich bei diesen Figuren um Hörspielfiguren handelt: Wer sich von den Fassaden so wenig täuschen lässt und alles Sichtbare so permanent als Betrug erlebt wie Eich, musste die Eigenart des Akustischen als seine spezifische Kunstform entdecken). Ein frühes Gedicht formuliert das so:

*Du kannst dich abwenden
vor der Klapper des Aussätzigen,
Fenster und Ohren verschließen
und warten, bis er vorbei ist.*

*Doch wenn du sie einmal gehört hast,
hörst du sie immer,
und weil er nicht weggeht,
mußt du gehen.*

Will man es auf eine Formel bringen, so ist Misstrauen die hervorragendste Eigenschaft aller Eich'schen Texte. [Im bisher letzten Eich-Gedichtband z.B., *Anlässe und Steingärten* (1966), erscheint dementsprechend die Schönheit als „abgekartete Schönheit“, Gerechtigkeit wird zu „Verliesen der Gerechtigkeit“, und was die Wahrheit betrifft, so ist nach Eich „Agonie ein genaueres / Wort für Wahrheit“. Ganz konsequent belustigt sich der Autor auch über ein Engagement, das, solange es verbal bleibt (bleiben muss), bloß ein Alibi bzw. ein zusätzliches Schönheitspflaster des Gedichts sein kann: „nach Whisky singe ich“, behauptet demgegenüber trotzig der Mann, von dem wir es besser wissen, und (in einem ironisch „Verspätung“ betitelten Gedicht):

*Ohne aus dem Hause zu gehen,
kannst du die Welt erkennen.
Laotse begegnete mir
früher als Marx.
Aber eine
gesellschaftliche Hieroglyphe
erreichte mich im linken Augenblick,
der rechte war schon vorbei.*

Eichs Misstrauen ist nicht so beschränkt, sich nur gegen eine bestimmte Gesellschaftsunordnung zu richten, es meint mehr, meint auch noch die Basis jener Kultur, der es entstammt; gegen das vielbeschworene „kulturelle Erbe“ z.B. setzt Eich seinen „Beitrag zum Dantejahr“, ganze sechs Zeilen:

*Chandler ist tot
und Dashiell Hammett.
Mir liegt's nicht,
mich an das Böse schlechthin
zu halten und
Dante zu lesen.*

Als Motto über Eichs Gesamtwerk könnte auch stehen:

*Mit List
die Fragen aufspüren
hinter dem breiten Rücken der Antwort.*

Dass dieser breite Rücken ein Produkt des stets gedeckten Tisches ist, lässt sich vielen Versen Eichs ablesen, die das *Geheimnis*, den geheimnisvollen *Ton* noch allemal eher den Erniedrigten und Hungernden als den Satten ausliefern. Geschichte spielt sich für Eich parterre ab – wie es eines seiner unvergesslichsten späten Gedichte festhält:

*Brezelverkäufer und taubstumm,
meine Schlagzeilen,
die im Durchgang hocken
vor einem gemeinsamen Bier.
Ich starre auf ihre Gespräche,
ihr bescheidenes
und dauerhaftes Entsetzen,
meine Schlagzeilen,
meine Kennedys,
meine Chruschtschows.*

Es erweist sich, dass dem Misstrauen schließlich nur Geduld und Demut Widerpart halten können: Sie sind Resultat von Eichs Beschäftigung mit dem Schamanismus und Zen-Buddhismus (hingewiesen sei auf eine diesbezügliche gründliche Untersuchung von Andreas Donath in *Schriftsteller der Gegenwart*, Walter-Verlag). Fernöstliches findet sich nicht nur im Werk Eichs, das sicher neben dem Peter Huchels das hinterlassungsfähigste der Nach-Brecht-Generation ist, sondern auch im persönlichen Umgang mit diesem Mann (der einmal Sinologie studierte und chinesische Poesie ins Deutsche übersetzte) mutet vieles „chinesisch“ an. Der 1907 in Lebus/Oder Geborene, der – mit der österreichischen Dichterin Ilse Aichinger verheiratet – seit dem Kriege von einem bayerischen Dorf ins andere wechselt, entzieht sich hartnäckig dem literarischen Betrieb, um sich ganz seiner Arbeit und, nicht zu vergessen, dem Wein zu widmen. Eine von ihm übersetzte Strophe des Dichters Su Shi will mir zu seinem sechzigsten Geburtstag der passendste Glückwunsch scheinen, sie lautet:

*Es gibt Wege, schwer zu gehen.
Nur der Trunkne erkennt sie.
Es gibt Worte, schwer zu sprechen.
Nur der Schlafende nennt sie.*

Peter Hamm, *Süddeutsche Zeitung*, 1.2.1967